

Stefan Andres: Europa auf dem Rhein

(Erstdruck 1952 in: 750 Jahre St. Pantaleon – Unkel am Rhein)

Blicke ich von der Loggia meines Hauses in Unkel über Gärten und Strom, gerate ich leicht ins Träumen und spiele mir, wenn die Sonne scheint, vor, ich säße am Arno oder gar am Tiber. Das große, gelbliche Haus jenseits des glitzernden Wassers erinnert mit seinem weit vorspringenden, flachen Dach an eine Florentinische Villa, und die Thujabäume wirken wie Zypressen.

Aber dann bewegt sich unsagbar waagrecht auf dem lichten Silber des Wassers ein Raddampfer mit Ausflüglern heran, – und ich weiß wieder, wo ich bin: am Rhein, am Ufer des Stromes, auf dem der Gott des Handels und Wandels seine Schiffe auf und ab zieht. Lange muss man hinblicken, um den dünnen, goldenen Faden in der Luft zu sehen, an dem er seine langen, schwarzen Lastkähne und die weißen Dampferchen stromauf und -ab zieht. Aber eines Tages erblickt man diese himmlische Handhabe des Gottes, und man sieht ihm voll Behagen zu, wie er die Waren von Volk zu Volk gehen lässt – über die trennenden Grenzen der Staaten, über die törichten Absperrungen im Menschen selber hinweg.

Ja, mir gefallen diese Schiffe, und gerade dann, wenn ich sehe, dass es nicht nur deutsche sind. Ich sitze auf der Loggia wie im Theater und sehe dem Spiel eines kommenden Europas zu. Die Exposition ist ein wenig verworren, und man versteht, offen gesagt, wirklich noch sehr wenig von diesem Spiel. Die Dampfer qualmen allerdings gewaltig, und ich Sorge mich ein bisschen um den weißen Verputz meines Hauses. Die Franzosen, die Holländer, die Schweizer, die Engländer, alle – aber auch die Deutschen sind schuld daran, wenn ich drei Jahre eher den Verputz erneuern lassen muss. Nun wohl, ich werde dabei denken, es geschieht in der Hoffnung auf Europa, in der angestregten Hoffnung, dass dies begonnene Spiel nicht als Tragödie endet oder gar als Farce. Gott bewahre, wir lassen uns unsere Hoffnung nicht so einfach nehmen; wir erneuern sie täglich und brummen dabei: zum Teufel mit jenen, die schuld daran sind, dass wir nicht so schnell vorankommen wie diese beladenen Schiffe. Am Rhein darf man, kann man nicht an Europa zweifeln. Wie ausgewogen ist dies Land, das zwischen dem Siebengebirge und der Erpeler Ley liegt. Hügel, Strom, Ebene und wieder Hügel liegen nebeneinander so klar und natürlich, dass man an einen Dreiklang in hellem Dur denkt. Und heute erst, an einem Frühlingstag, da die Ebene und die Hügel hinauf die Blütenbäume wie schimmernde Schafherden weiden, die gerade aus der Schwemme des Stromes heraufgestiegen sind!

An den Hügeln: Wingerte; in der Ebene: Gärten; in den Dörfern: die schwarz-weißen Fachwerkhäuser, und in den Häusern: ein Phäakenvölkchen, das es sich mit Gott und den Menschen nicht verderben will, aber auch die Kunst versteht, es sich auf der Erde bequem zu machen.

Ach ja, nicht nur das vorspringende Dach an der Villa jenseits des Flusses zaubert mir Italien vor, manches andere noch sagt mir, dass ich, indem ich den weiten Weg aus dem Süden an den Rhein zurücklegte, doch nicht aus dem Bereich der lateinischen Liberalitas, aber auch Infirmitas herausgeraten bin. Das Neinsagen fällt diesem Volk ebenso schwer wie den Südländern, aber ebenso das Einlösen der kleinen Versprechungen. In Italien ist es die Sonne, die so schnell vergessen lässt; hier der Rhein, der den Schreibern und Gärtnern und wem auch immer die Versprechungen und Termine auf seinem lichterschaukelnden Rücken davonträgt. Und doch: Meister Nikolaus schickt einen Stuhl an den Eigentümer zurück, einen Stuhl, den der Vater des Schreiners zur Reparatur annahm – vor fünfundzwanzig Jahren! Ja, er schickt ihn – Welch ein Gedächtnis! – an den rechtmäßigen Besitzer zurück: – aber der Stuhl befindet sich in demselben Zustand, in dem er eingeliefert wurde: *sicut erat in principio et nunc et semper*, auch das ist Tradition!

Aber ich will mir die Ebene am Strom, die blühende Ebene zwischen den Hügeln wegen eines nichtreparierten Stuhles, der überdies mir nicht einmal gehört, nicht verdrießen lassen. Wenn der Gärtner mir heute am letztmöglichen Pflanztag die Kletterrosen, die ich vor vielen Wochen anforderte, nicht bringt und an der Wand des Hauses einpflanzt, dann freue ich mich einfach an meinen blühenden Kirschbäumen; an den Erdbeeren, die sicherlich wieder gut werden wie fast

jedes Jahr. Und sollte der Unkeler Rote dies Jahr nicht geraten, was Gott verhüte, so halte ich mich an die früheren Jahrgänge. Und eines Tages werden die Rosen das vom unerlaubten, unschönen, aber doch hoffnungsvollen Qualm der internationalen Händlergilde verrußte Haus mit ihrem Panzer zudecken. Ja, einen Rosenpanzer will ich meinem Haus und mir selber anziehen und die Geduld lernen, indem ich hier auf meiner Loggia überm Rhein auf Europa warte und auf Meister Nikolaus, dass er mir endlich die seit einem Jahr klemmende Tür in Ordnung bringe. Und wenn ichs nicht erleben sollte, so vielleicht meine Kinder!

Aus: Stefan Andres. *Der Dichter in dieser Zeit. Reden und Essays.* Hrsg. von Christopher Andres und Michael Braun. Wallstein Verlag, Göttingen 2013.